



dot
books

JANE
FEATHER

Der Kuss
des
Lords

ROMAN

treibt es bald in den Ruin, hat er immer zu mir gesagt.«

»Und Sir Stephen hält davon nichts?«

Marcus zuckte mit den Schultern.

»Ehrlich gesagt, ich kann mir nicht vorstellen, dass er auch nur einen einzigen Gedanken daran verschwendet. Vielmehr scheint er zu glauben, dass die Ländereien schon aus eigener Kraft laufen und dass er nicht mehr zu tun hat, als sich das zu nehmen, was er von ihnen braucht. Wenn wir den Verwalter nicht hätten ... wirklich ein guter Mann ... wer weiß, wie es dann um uns stehen würde.«

»Woher ist Sir Stephen denn gekommen?«, fragte Perry.

»Aus Bristol, glaube ich. Auf jeden Fall ist er ein Stadtmensch, so viel ist sicher. Ich vermute, dass sein Zweig der Familie irgendwas mit Schiffen zu tun hat. Er gehörte aber zum verarmten Teil der Familie. Trotzdem kennt sein gesellschaftlicher Ehrgeiz keine Grenzen. Das gilt noch mehr für Lady Maude, aber sie genießen es beide, sich gegenüber dem Landadel aus der Gegend als die große Herrschaft aufzuspielen.«

Marcus berichtete mit dem umsichtigen Spott eines Mannes, der es seinerseits nicht nötig hatte, sich aufzuspielen. Perry wusste, dass der verstorbene Vater seines Freundes – der erste Ehemann der verwitweten Lady Douglas – ein Baron mit beeindruckendem Stammbaum und Ländereien gewesen war. Als jüngerer Sohn hatte Marcus beachtliche Sachkenntnis erworben.

»Vermutlich gibt es Kinder?«

»Oh, quengelnde Gören ... ich weiß gar nicht, wie viele. Aber Lady Maude schickt ständig nach dem Arzt oder verlangt, dass Sir Stephen die Kinderfrau bestraft, weil sie angeblich eines der Kinder vernachlässigt.« Marcus lachte. »Ich sage es nur ungern, aber ich möchte nicht in Stephens Haut stecken. Nicht für alles Geld der Welt.«

Peregrine ließ die Neuigkeiten kurz sinken, während er ein Stück Schinken abschnitt.

»Und die Bibliothekarin Mistress Hathaway? Wie passt sie eigentlich in diesen Haushalt?« Mit dem lässigen Tonfall hoffte er, seine bohrende Neugierde über diese Frau verbergen zu können, in deren wundervollen grauen Augen eine Lebhaftigkeit glitzerte, die ihre Erscheinung Lügen strafte.

»Weiß nicht genau«, gestand Marcus ein, »ich vermute, dass mehr in ihr steckt als nur eine Bibliothekarin. Nehme an, dass sie sich auch um Sir Stephens geschäftliche Angelegenheiten kümmert. Er ist durch und durch ein Spieler und liebt es, um Bargeld zu spielen. Es mag merkwürdig aussehen, aber offensichtlich ist unsere Bibliothekarin eine Expertin auf diesem Gebiet.«

»Mmh.« Perry kaute nachdenklich. Wirklich alles sehr merkwürdig. »Und woher kommt sie?«

»Keine Ahnung.« Marcus warf die Serviette beiseite. »Perry, wenn du hier fertig bist, sollten wir uns auf den Weg zur Abbey machen. Stephen scharrt bestimmt schon mit den Füßen.«

Perry aß zu Ende, wischte sich den Mund ab und trank einen letzten Schluck Ale, bevor er seinen Stuhl zurückschob.

»Stets zu Diensten, Sir.«

Sie spazierten den Weg zur Abtei hinauf. Die Morgenluft war noch ein wenig frostig;

ein Nebel, der vom Meer her landeinwärts zog, bedeckte das graue Wasser der Meerenge, das über die Klippen rollte. Auf der kreisförmigen Auffahrt vor der Abbey warteten ein paar Männer, gehüllt in zugeknöpfte Umhänge, während die Diener hinter ihnen die Angelruten, Haken und Fliegen trugen sowie den anderen üblichen Krimskrams.

Sir Stephen blickte betont auf seine Taschenuhr, als er die Neuankömmlinge begrüßte.

»Na endlich, da seid ihr ja. Wir müssen uns beeilen, um den ersten Aufstieg nicht zu verpassen. Vor Sonnenaufgang beißen sie am besten.«

»Verzeihen Sie, Sir Stephen«, erwiderte Perry versöhnlich. »Ihre Gastfreundschaft am vergangenen Abend war einfach zu gut. Heute Morgen habe ich kaum aus dem Bett gefunden.«

Sir Stephen sah ein wenig besänftigt aus.

»Nun, jetzt sollten wir aber wirklich aufbrechen.« Er umfasste die Gruppe mit einer Geste. »Eigentlich sollte ich darum bitten, dass Sie sich einander selbst vorstellen. Aber das überlasse ich Marcus, der kennt den größten Teil der Gesellschaft.« Er eilte in Richtung der Rückseite des Hauses, und die Gruppe folgte ihm.

Aus dem Eckfenster ihres Schlafzimmers beobachtete Alexandra, wie die Männer am Haus vorbeiging. Zielsicher richtete sich ihr Blick auf die große Gestalt des Honorable Peregrine, auf dessen lange, lässige Schritte, den blonden, unbedeckten Haarschopf und die goldfarbenen Locken, die in der frühen Morgensonne glitzerten. Seine Handschuhe trug er in der Hand; er war in ein lebhaftes Gespräch mit Marcus Crofton vertieft, der neben ihm ging.

Plötzlich erinnerte sie sich daran, dass er das *Decamerone* sehen wollte. War er etwa Sammler? Bestimmt, denn ein solcher Wunsch wies auf einen literarisch gebildeten Geist hin, vielleicht sogar auf einen bibliophilen. Ein kleiner Schauer der Aufregung durchflutete sie, als sie sich an den Frisiertisch setzte und mit ihrem lang dauernden Prozess der Verkleidung anfing. Nach ihrer eingestandenermaßen verbitterten Meinung hatte Combe Abbey sich dieser Tage zu einem Hort des Spießbürgertums entwickelt. Die Unterhaltung drehte sich ausschließlich um die Angelegenheiten der Gesellschaft vor Ort, um Beschwerden der Lady Maude und die Privatgespräche, die Alexandra mit ihrem Dienstherrn führte – also über den Umgang mit den Konten, dem Einkauf und dem Handel mit den Wertpapieren und Obligationen an der Börse.

Verzweifelt vermisste sie es, mit jemandem zu sprechen, der ihre persönlichen Leidenschaften teilte. So verzweifelt, dass sie sich glücklich schätzen würde, ihre Zeit in der Bibliothek mit jemandem zu verbringen, der sich auf deren Kostbarkeiten verstand ... ganz gleich, ob es sich um einen Tabak schnupfenden Alten mit wässrigen Augen und verschmutzter Weste handelte, dessen Bart bis zu den Knien reichte. Mr. Sullivan brachte natürlich eine ganz eigene, unleugbare Anziehung mit sich. Diese wunderbaren blauen Augen, dachte sie versonnen, wie die Farbe eines Sommerhimmels. Und dieser goldene Haarschopf auf seiner breiten Stirn mit den zarten Geheimratsecken ... Du lieber Himmel, was ging ihr da eigentlich durch den Kopf? Sie klang ja wie eine halb verrückte Romantikerin, die zu keinem einzigen vernünftigen Gedanken mehr in der Lage war.

Sie starrte auf ihr Spiegelbild, malte sich die Haut unter den Augen mit einem Stück feuchter Kohle dunkel und verrieb die Farbe mit den Fingerspitzen, bis sie kaum noch zu sehen war, aber doch deutlich vorhanden. In der Gesellschaft des Honorable Peregrine musste sie sehr vorsichtig sein.

Und sie musste sich auf ihren Plan konzentrieren. Ein paar Stunden Beschäftigung mit Sir Stephens Investitionen würden ihr sämtliche unwillkommene Ablenkung aus dem Kopf jagen. Sie schätzte diese Arbeit sehr; sie forderte ihre Geisteskraft, befriedigte ihre Vorliebe für Zahlen und Berechnungen und verschaffte ihr die herrliche Befriedigung, hier und dort ein paar Gewinne auf ihr Privatkonto zu lenken. Sobald sie exakt die Summe erreicht hatte, die ihr Vater ihnen hatte hinterlassen wollen, würde Mistress Alexandra Hathaway auf Nimmerwiedersehen aus Combe Abbey verschwinden. Sir Stephen und Lady Maude würden es nicht einmal merken; schaden würde es ihnen ohnehin nicht. Genau wie das Vermögen ihres Vaters hatte sie dessen Ländereien nunmehr fest im Griff und wusste bis auf den letzten Penny, wie viel die notwendigen Ausgaben das Anwesen kosteten.

Sie lehnte sich dichter an den Spiegel. Das Muttermal war ein wenig schwieriger zu schminken als die Schatten unter ihren Augen. Aber eine dünne Rougepaste, aufgetragen mit der Spitze einer Schreibfeder, führte zu dem gewünschten Ergebnis. Sie achtete immer darauf, sich aus dem direkten Licht herauszuhalten; ihre niedergeschlagenen Augen und die geduckte Haltung halfen, die Aufmerksamkeit von ihrem Gesicht abzulenken.

Wie gern hatten Sylvia und sie sich verkleidet, früher, als sie noch Kinder gewesen waren. Sie hatten großartige Schauspiele entwickelt. In einem Augenblick gutwilliger Unaufmerksamkeit hatte ihre Mutter bei einem ihrer seltenen Besuche in Combe Abbey sich von ihren Töchtern überreden lassen, ihnen sämtliche Kleidungsstücke auszuhändigen, die ihr nicht mehr gefielen. Ganze Schwaden aus Samt, seidene Ballkleider, Straußenfedern, Ziegenlederschuhe mit Absätzen und sogar verschmährter Puder und Farbe aus ihrem eigenen Schminkkoffer. Daher besaßen die Schwestern alle Requisiten, die sie benötigten. Alex war immer die Anstifterin gewesen, diejenige, welche die Schauspiele entwickelte; ihr Hauptvergnügen bestand darin, zu beobachten, wie ihre Schwester aus sich herauskam und wie im Eifer des Spieles eine gesunde Röte sich auf ihren Wangen ausbreitete. Danach war Sylvia immer sehr erschöpft; aber selbst Matty hatte sich kaum mehr als nur leise darüber beschwert, wie viel Kraft solche Spiele das Mädchen kosteten.

Wo hält unsere Mutter sich jetzt eigentlich auf? Alexandra fing an, ihr Haar zu straffen Zöpfen zu flechten. Die Contessa Luisa della Minardi, einst Lady Douglas, steckte mit ihrem zweiten Ehemann bestimmt irgendwo auf dem Kontinent, es sei denn, sie hatte sich gerade den dritten geangelt. Alex und Sylvia erinnerten sich noch lebhaft an die Zeit, als ein unheilvolles Schweigen sich auf Combe Abbey gesenkt hatte und sie ihren Vater, der sich um seine Arbeit kümmerte oder in die Bibliothek eingeschlossen hatte, nicht mehr zu Gesicht bekamen. Wann immer ihre Mutter zu ihren nicht gerade seltenen Abwesenheiten aufgebrochen war, hatte Alex sich darauf verstanden, sich von der Bibliothek fernzuhalten, außer sie war sich ganz sicher, dass ihr Vater nicht dort war. Ihrer Schwester und ihr war nicht klar gewesen, was ihre Mutter forttrieb, aber der Tratsch der Dienstboten war unmissverständlich.

Die erste Lady Douglas schaute sich gern um und war empfänglich für hübsche junge Männer. Und da sie selbst eine hübsche Frau war, hatte sie die Aufmerksamkeit vieler Schönlinge auf sich gezogen.

Anfangs hatten Sylvia und Alex die Eskapaden ihrer Mutter ausgesprochen abenteuerlich gefunden. Das war allerdings ein Trugschluss, der nicht lange währte, wofür ihr Vater gesorgt hatte. Luisas letzte Flucht mit dem Conte della Minardi war für Sir Arthur auch ihr letzter Streich gewesen.

Alexandra band sich das Kissen zwischen die Schulterblätter und zog sich ein Kleid aus verblasstem grauen Musselin an, das nunmehr beinahe farblos wirkte. Sie warf einen letzten Blick in ihren Spiegel, überzeugte sich, dass alles in Ordnung war, und trat auf den Flur hinaus. Kaum hatte sie die Tür hinter sich geschlossen, verwandelte sie sich in Mistress Hathaway – eine vollkommen bedeutungslose Person, die keinerlei Stellung im Haus bekleidete. Unwillkürlich ließ sie den Kopf ein wenig hängen, senkte den Blick und drückte die Schultern gegen den hässlichen Buckel.

Vor ihr lag die unangenehmste Aufgabe des Tages – Frühstück im Morgenzimmer. Mit ein bisschen Glück würde Lady Maude sich mit irgendeinem unwichtigen Desaster im Kinderzimmer beschäftigen; aber wenn sie Pech hatte, würde sie sich mit einem schwachen Tee und Toast an den Tisch zwängen müssen, immer bereit, sich einen ganzen Katalog von Beschwerden anzuhören, die die anscheinend geduldige Alexandra mit angemessenem Verständnis und mitfühlendem Gemurmel kommentierte, stets darauf achtend, die Grenzen nicht zu überschreiten, die das Verhältnis zwischen einer Angestellten und ihrem Dienstherrn bestimmten. Lady Maude hatte ein boshaftes Mundwerk, war aber nur allzu schnell dabei, eine Kränkung zu verspüren, wo es gar keine gegeben hatte, und nur allzu bereitwillig erfand sie Beleidigungen und Unfähigkeiten, wenn es ihr gerade in den Kram passte.

Sofern diese Frau auch nur eine Sekunde lang den Verdacht hatte, dass es mit dieser unscheinbaren Bibliothekarin mehr auf sich hatte, als ihr anzusehen war, dann würde sie forschen, fragen, nachbohren und verhören, bis Alex mit irgendeiner Information herausrückte, die die Lady zufriedenstellte. Sir Stephen zitterte aus Angst vor der schlechten Laune seiner Ehefrau, und wenn Lady Maude mit irgendeinem beliebigen Grund aufwartete, die Bibliothekarin ihres Ehemannes loszuwerden, würde er sich kaum widersetzen können. Und das wäre noch der günstigste Verlauf, falls die Sache schiefging. Über den ungünstigsten wollte Alex gar nicht nachdenken – dann nämlich würde der Vorwurf des Betrugs im Raum stehen, die erfundenen Referenzen, alles Mögliche, womit sie unweigerlich auf der falschen Seite des Gesetzes landen würde. Ein paar Fragen reichten aus, um das gesamte Netz ihrer Tricks und Tarnungen zu zerreißen, mit dem sie ihre Scharade aufrechterhielt. Die Folgen für Sylvia und für sie wären unabsehbar.

Kapitel 3

Peregrine schaute dem Lachs zu, der sich wie ein eleganter silbriger Blitz in der Luft bog, als er seinen vierten Fang an Land spulte. Der Strom, der aus dem Fluss gespeist wurde, barst förmlich vor Lachsen. Alle drei Blackwater-Brüder waren geübte Angler und hatten zahlreiche Sonnenauf- oder -untergänge auf dem Familienanwesen in Northumberland schweigend, aber freundschaftlich beim Fliegenfischen verbracht. Erleichtert stellte Perry fest, dass sein derzeitiger Begleiter auch nicht besonders gesprächig war, sodass er im sanften Rhythmus des Auswerfens und Einholens der Angel in eine Art meditativer Trance gleiten konnte.

Wie so oft in diesen Tagen schweiften seine Gedanken zu Viscount Bradley, seinem Onkel, und dieser ärgerlichen Geschichte mit dessen Testament. Oder besser gesagt, zu dieser Testamentsklausel, die besagte, dass seine drei Neffen zu gleichen Teilen zu Erben eines riesigen Vermögens werden sollten. Peregrine spürte eine nur allzu vertraute Wut in sich aufkeimen, wann immer er an den alten Mann dachte, der zwar behauptete, im Sterben zu liegen, sich aber immer noch bestens darauf verstand, den Menschen in seiner Umgebung mit seinen boshaften Manipulationen das Leben zu vergällen.

Drei Brüder, drei Ehefrauen. Oberflächlich betrachtet eine vernünftige Sache. Man hätte glatt glauben können, dass Viscount Bradley die Zukunft der Blackwaters zu sichern suchte, sofern man bereit war, darüber hinwegzusehen, dass gerade das Gegenteil passierte. Perrys Angelschnur zuckte; langsam holte er sie ein. Bradley hatte verkündet, dass diese drei Ehefrauen in mancher Hinsicht gefallen sein mussten ... mit einer unvorsichtigen Bewegung riss er seine Rute plötzlich hoch. Fluchend beobachtete er, wie der Fisch am Ende der Rute zappelte, sich aufbäumte und drehte und wieder im grünbraunen Wasser untertauchte.

Verdammt Bradley. Er zog die Schnur zu sich heran und stopfte einen neuen Köder auf den Haken. Schon der Gedanke an die verrückte Boshaftigkeit des Viscounts reichte aus, um ihn in seiner Konzentration zu stören. Irgendwie war es seinem Bruder leichter gefallen als ihm, die Sache zu akzeptieren. Jasper hatte natürlich recht, dass Bradley seine guten Gründe hatte, den prüden und pedantischen Krämerseelen der Familie Blackwater den Dreck der Gossen der Stadt unter die Nase zu reiben. Trotzdem war es ein Pakt mit dem Teufel. Vielleicht hatte er es darauf abgesehen, Rache zu üben an der Familie, und vielleicht war dies sogar berechtigt. Aber Bradley gab keinen Pfifferling darauf, was seine Neffen zu der Nötigung zu sagen hatten, Frauen heiraten zu sollen, deren Reputation alles andere als makellos war ... Frauen, die sich gewöhnlich kaum unter demselben Dach mit ihnen aufhalten würden, außer natürlich es handelte sich um ein Bordell. Und seine Neffen hatten ihm niemals etwas angetan.